

DIE FURCHE – Wochenzeitung für Gesellschaft, Politik, Kultur, Religion und Wirtschaft, Wien, Nr. 45, 4. November 2004, S. 24 (DOSSIER)

## **Heiligung des göttlichen Namens -**

### **Jüdische Märtyrer, die schrecklichen Wunden der Geschichte und das Gespräch mit Christen heute**

Welche Gedanken hat man als Rabbiner zum – christlichen – Martyriumsbegriff? Sofort denke ich an die Karmeliterin Theresa Benedicta vom Kreuz, die als Jüdin Edith Stein am 9. August 1942 in Auschwitz ermordet worden ist und als Märtyrerin und eine Patronin Europas in der Katholischen Kirche verehrt wird. In der Person Edith Steins treffen sich der christliche Märtyrerbegriff und die dunkle Geschichte der jüdischen Erfahrung von Verfolgung und Vernichtung sinnhaft und widersinnig zugleich. Ich schlage die Encyclopaedia Judaica von 1972 auf. Unter „M“ wie „Märtyrer“ gibt es keinen Artikel. Offensichtlich hat das Judentum ein ambivalentes Verhältnis zum Märtyrer. Vielleicht, weil wir so viele Menschen im Martyrium haben aufgehen sehen.

Unter einem anderen Stichwort werde ich fündig: „Kiddusch ha-schem“, die „Heiligung des göttlichen Namens“, kann im Judentum so weit gehen, dass im Extremfall der Tod in Kauf genommen werden muss. Gerissen hat man sich im Judentum nie darum, soviel ist klar. Im Talmudtraktat Sanhedrin 74 a heißt es, man solle lieber alle Gebote verletzen, als den Tod zu erleiden. Und das jüdische Religionsgesetz ist bestimmt von einer Diskussion, die das Prinzip der Bewahrung menschlichen Lebens oft über die Verletzung des göttlichen Namens gestellt hat. Der mittelalterliche Religionsphilosoph Maimonides hielt es für eindeutig besser, als Einzelner das von Gott gegebene Leben zu retten, notfalls auch unter Erleidung der Taufe. Wenn es allerdings um die Existenz der gesamten jüdischen Gemeinschaft gehe, sei der Tod vorzuziehen.

#### *Kiddusch ha-schem*

Die Geschichte ist voll von solchen Situationen, nicht nur seit dem Buch Daniel. In den Makkabäerbüchern wird uns eindrucksvoll geschildert, auf welch erbitterten Widerstand die Hellenisierung Israels traf. Im Krieg gegen Rom (66 – 70/73 n.d.Z.) begingen ganze Städte Selbstmord im Angesicht der Aussichtslosigkeit gegen eine fremde Macht. In Massada gedenken wir heute noch des Bar Kochba-Aufstandes als Sinnbild der persönlichen Würde und des Mutes zur Unbeugsamkeit, von anderen als glatter Wahnsinn betrachtet.

Wer das Martyrium von Juden in Europa erinnert, der kommt an der Rolle des Christentums nicht vorbei. Spätestens seit Kaiser Theodosius (379 – 395 n.d.Z.) das Christentum zur Staatsreligion erhoben hatte, wissen Juden, dass die Treue zu

Gottes Geboten Gefahr an Leib und Leben bergen kann. Schon vor Beginn der Kreuzzüge sind Fälle des Selbstmordes belegt, um einer Zwangstaufe zu entgehen. Eine Mutter in mittelalterlichen Mainz brachte ihre Kinder lieber um, als sie sich vor dem Taufstein rauben zu lassen, damit sie als Christen aufgezogen werden.

Um mit Gott eins zu bleiben, mussten Juden sich selbst oft genug in der Geschichte als „olah temimah“, als „reines Brandopfer“ darbringen. Seit 1492 Isabella die Katholische das ‚Goldene Zeitalter‘ des Zusammenlebens von Muslimen, Christen und Juden auf der Iberischen Halbinsel beendete, litten die Juden Spaniens und selbst ihre zwangskonvertierten Nachkommen unter dem Feuer und der Pein von Inquisition und Tribunalen.

Durch viele Jahrhunderte des Leids und der Unterdrückung entwickelte sich im Judentum eine besondere Wertschätzung der individuellen Würde und Gewissensfreiheit: gespeist aus der Erkenntnis, dass ganz einfache Menschen, ohne gesellschaftlichen Stand und ohne Anerkennung, für ihren Glauben und ihre Überzeugungen Zeugnis abgeben können, und sei es durch das letzte Mittel, den Tod. Der Blutzoll durch die Jahrhunderte war hoch, die bittere Realität des Todes um des Glaubens willen hat Juden aber vor einer Überhöhung des Martyriums bewahrt.

### *Kirchengeschichts-Wunden*

Der Wahn der Kreuzritter und der Inquisitoren hat dafür gesorgt, dass die „Heiligung des göttlichen Namens“ im Judentum oft nur unter Verlust des Lebens möglich war. Judenmission umfasste in der Vergangenheit Zwangstauen, körperlichen und geistigen Druck zur Annahme des christlichen Bekenntnisses, Verächtlichmachung der jüdischen Lebensform, Bestreitung des Rechts, nach der eigenen Tradition zu leben. Im Einflussbereich der Ostkirchen hat sich Ähnliches abgespielt. Die traurige Geschichte der Judenverfolgung in Osteuropa ist endlos.

Auch ein ernüchterter Luther war den Juden nicht Freund und hat mit klarer und kräftiger Sprache Unterdrückung, Hass und Tod gepredigt. Noch nach den Josephinischen Reformen oder der Aufklärung des 19. Jahrhunderts konnten Juden die bürgerliche Gleichstellung nur dann erreichen, wenn sie bereit waren, die Taufe als Eintrittsbillet in die Gesellschaft zu lösen. Hier könnte man vieler Märtyrer gedenken, die lieber den gesellschaftlichen Tod starben und ihr Lebensglück verfehlten, als ihrer jüdischen Existenz zu entsagen. Nach dem Scheitern Napoleons I. zeigte erst wieder die heraufdämmernde Trennung von Thron und Altar um die Wende zum 20. Jahrhundert Perspektiven einer gleichberechtigten Existenz. Diese Hoffnung jedoch wurde durch den Holocaust des 20. Jahrhunderts auf das Schrecklichste enttäuscht.

Warum also geht ein Rabbiner in den Dialog unter dem Thema „Europa, vergiss Deine Märtyrer nicht!“. Weil ich die jüdischen Märtyrer nicht vergessen machen will. Und weil ich dabei die Rolle der Kirche in der Vergangenheit deutlich vor Augen habe.

## *Bahnbrechendes im Westen*

Wer die Kirchengeschichte kennt, kommt nicht umhin, die bahnbrechenden Änderungen der letzten Jahrzehnte zu würdigen. Die Konzilserklärung „Nostra Aetate“ vom 28. Oktober 1965 über das Verhältnis zu den nichtchristlichen Religionen wies erstmals die pauschale Schuldzuweisung für Jesu Tod an das jüdische Volk zurück. Die Neubestimmung des Verhältnisses zur jüdischen Gemeinschaft ist auf das Engste mit dem Pontifikat Johannes Pauls II. verbunden. 1980 formulierte er in seiner Begegnung mit Rabbinern in Mainz: „Gemeinsam sind Juden und Christen als Söhne Abrahams berufen, Segen für die Welt zu sein“.

Diese Erkenntnis mündet 1985 in Hinweise für die richtige Darstellung von Juden und Judentum in der Predigt und der Katechese der katholischen Kirche. 1986 besuchte Johannes Paul II. dann die Große Synagoge in Rom. 1993 kam es zum Grundlagenvertrag zwischen Heiligem Stuhl und dem Staat Israel. Im März 2000 sprachen der Papst und leitende Kardinäle eine umfassende Vergebungsbitte an das Jüdische Volk für Fehler von Gläubigen und der Kirche in der Vergangenheit. Daran schloss sich eine Pilgerreise des Papstes ins Heilige Land an, bei der Johannes Paul II. an der Klagemauer seine Bitte um Vergebung erneuerte. 2001 schließlich veröffentlichte die Päpstliche Bibelkommission wichtige Rahmenbedingungen für die Auslegung der Heiligen Schrift in „Das jüdische Volk und seine Heilige Schrift in der christlichen Bibel“. Hier wird erstmals das Nein des Judentums zur Messianität Jesus von Nazarets auch von Christen als Treue zur Heiligen Schrift als Quelle jüdischer Tradition gewürdigt und anerkannt.

Wer sich noch der Diskussion um den „Seligen Anderle von Rinn“ und seine Verehrung auf dem Judenstein in der Diözese Innsbruck erinnert, die erst am 2. Juli 1989 durch die Amtskirche beendet wurde, wird ermessen können, wie bedeutsam diese Schritte auf das Judentum als zeitgenössische Weltreligion hin gewesen sind.

Wir blicken also auf eine jüngste Entwicklung im Verhältnis von Judentum und westlichen Kirchen, die von Annäherung und Erkenntnis der Übereinstimmung geprägt ist. Beide beten denselben Gott an. Beide stützen sich auf dasselbe Buch, die Hebräische Bibel. Beide erkennen die moralischen Prinzipien der Tora an und hegen eine gemeinsame Verantwortung für diese Welt als Gottes Schöpfung. Es hat also in weniger als 50 Jahren eine atemberaubende Veränderung gegeben, die man würdigen und vor allem erhalten und ausbauen sollte.

Unaufhebbare Unterschiede zwischen Judentum und Christentum werden bleiben. Trotzdem muss die Formulierung einer gemeinsamen Zukunftshoffnung und die Benennung gemeinsamer Aufgaben für die Gestaltung der Welt als ein bahnbrechendes Ergebnis des Pontifikats Johannes Pauls II anerkannt werden. Gerade vor dem Hintergrund der leidvollen und unentschuldbaren christlichen Vergangenheit mit dem Judentum ist es eine wichtige Aufgabe für jüdische Theologen, den Dialog mit dem Christentum zu suchen.

### *Anerkennung auch im Osten!*

Dem Kiewer Metropoliten Platon (Gorodezkij) wird das Wort zugeschrieben, dass „unsere irdischen Trennwände nicht bis zum Himmel reichen“. Das unendliche Leid der vielen Blutzegen im Angesicht Gottes sollte mahnen, dass Gott von uns gemeinsam die Hinwendung zum verantwortlichen Leben will, nicht das erzwungene Zeugnis im Märtyrertod.

Die Kohorten jüdischer Märtyrer in der europäischen Geschichte fordern aber vor allem ein, dass die Kirchen des christlichen Ostens dem Beispiel Roms und der reformatorischen Ökumene in der Anerkennung des Bundes Gottes mit seinem jüdischen Volk endlich folgen.

*Rabbiner Dr. Walter Homolka ist Rektor des Abraham Geiger Kollegs zur Ausbildung von Rabbinern in Europa und Gastprofessor des Kanonistischen Instituts der Universität Potsdam. Er arbeitet im Gesprächskreis Juden und Christen beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken mit. Auszug aus einem Vortrag Ende Oktober bei der Stiftung „Pro Oriente“ in Wien.*